

Machteld Siegmann

Die Tage der Abfresser

(Leseprobe)

© 2019 Machteld Siegmann, Niederlande

Übersetzung © 2021 Liselotte Hammond

De kaalvreter, ISBN 978 90 263 4309 4

Meeus

Mama ist nicht da, sie ist nicht im Schlafzimmer, das Bett ist gemacht und das Fenster zu. Ich gehe raus, vielleicht habe ich sie ja nur übersehen, als ich zurückgekommen bin, aber der Stuhl an der Stallwand ist leer. Sie hat das Puzzle fertiggemacht und ist weggegangen. Ohne Papa, ganz allein. Sie hat die Bettdecke glattgestrichen, die Schuhe angezogen und gedacht: Warum sollte ich nicht mal ein bisschen unter die Leute gehen? Vielleicht hat sie sich auch die Lippen geschminkt.

Ich gehe zum Pferd und es freut sich, mich zu sehen, es kommt auf mich zu und drückt sein Maul in meine Hand. Ich erzähle ihm, dass ich seinen Stall ausgemistet und frisches Stroh reingetan habe, schmiege meine Wange an seine und frage, ob es weiß, wo Mama hin ist.

Es macht einen Schritt zurück und sieht mich an, es steht ganz still, und da weiß ich, dass es nicht nachdenkt, und wenn es nicht nachdenkt, dann heißt das: Es weiß, wo sie ist.

„Wo?“, frage ich und sehe mich um. Hinter dem Graben ist Papa, er ist am Ende der Wiese angekommen, wendet und fährt wieder zurück. Das Traktorgeräusch kommt und geht mit dem Wind. In den Kronen der Bauminsel schaukeln die Krähen mit.

Vielleicht ist sie spazieren gegangen. Oder zum Einkaufen ins Dorf. Zum Vivo, denn da könnte sie Anton treffen. Sie könnte sich hinter ihn stellen, während er gerade Kartons ausräumt, und seinen Namen sagen, und dann käme er erstaunt hoch, und sie würde ihn umarmen, so wie sie mich umarmt hat, und dann würde sie ihm sagen, dass sie ihn liebhat, einfach so, mitten im Laden. Sie könnte ihn fragen, was gerade im Angebot ist und das dann in ihren Einkaufskorb legen, und wenn sie dann zurückkommt, kann ich ihr erzählen, wie ich Papa geholfen habe.

Ich hole das Fernglas und das Luftgewehr, und die Kugeln auch. Die Krähen sehen mich kommen, aber sie bleiben einfach sitzen, weil sie mich nicht für gefährlich halten. Ich klettere auf den Wachturm und höre dem Kra-Kra und Hin-und-Hergeflatter über meinem Kopf zu.

Ich versuche, nicht daran zu denken, wie sie da miteinander reden und sich zanken und Plätze tauschen, bis alle mit ihrem Ast und ihrer Aussicht zufrieden sind. Wenn man erst mal an sowas denkt, dann wird es nichts mehr mit dem Schießen. Mit dem Fernglas kontrolliere ich das Feld, auf dem Papa heute Morgen gesät hat. Noch sitzt keine Krähe drauf, dafür aber eine Amsel, ich kann ihre Augen und ihre leicht abstehende Schwanzfeder sehen. An eine Amsel darf ich ruhig denken, denn auf eine Amsel braucht man nicht zu schießen, die holt nicht gleich ihre ganze Familie herbei, die dann einen Heidenlärm veranstaltet und alles wegfrisst.

Ich lasse das Fernglas sinken und richte das Gewehr auf die Amsel und auf den Zaun und auf ein Blässhuhn im Wasser und auf die Zweige über mir, wo ich die dunklen Krähen zwischen den

Blättern sehen kann, und auf Papa, der am Ende der Reihe angekommen ist und das Mähwerk anhebt.

Eine Krähe fliegt runter und landet auf einem Weidepfahl. Sie schreit, legt den Kopf schief, horcht, und schreit wieder. „Noch dreimal Schreien und ich drück ab“, sage ich leise. Ich lege eine Kugel ein und spanne den Lauf, aber als ich ihren aufgesperrten Schnabel und das Rosa darin sehe, traue ich mich doch nicht.

Vielleicht sollte ich zuerst in die Luft schießen. Mit einem Schuss in die Luft kann man die Krähen genauso vertreiben, auch wenn sie später wiederkommen. Aber in die Luft Schießen tut weh in den Ohren. Hätte ich nur Watte dabei. Ich fange an, bis hundert zu zählen und richte den Lauf auf die Krähe. Sie steht noch immer auf dem Pfahl, aber jetzt schreit sie nicht mehr, sondern blickt gelassen über das Feld. Was sieht sie? Sie blickt zu Vonks Hecke. Dahinter steht immer der Stier, das heißt, wenn er nicht gerade irgendwo anders ist. Den Stier kann man von hier aus nicht sehen, aber Tony schon, sie putzt die Fenster, und den Bus, der auf dem Tiendweg angefahren kommt. Ich nehme das Fernglas, damit ich es besser sehen kann. Dass ein Bus vorbeifährt, ist nichts Besonderes, ich starre ihn nur deshalb so lange an, weil er bei Rinus' Brücke langsamer wird. Samstags hält der Bus an unserer Haltestelle fast nie, dieser aber schon, der Blinker geht an und er wird langsamer, und das tut er, weil auf dem Tiendweg jemand auf ihn zugeht. Es ist eine Frau und sie trägt einen Koffer und ich denke: Wer ist das? Denn Frau Vonk ist es nicht, die geht am Stock, und Tony auch nicht, die putzt die Fenster. Ich stelle das Fernglas etwas schärfer und dann sehe ich, dass es Mama ist. Es ist Mama, sie trägt ein weißes Kleid, als ob sie heiraten würde, und sie hat einen Koffer in der Hand.

Ich klettere hinunter und renne quer über die Wiese los und auf sie zu, ich rufe und fuchtle mit dem Gewehr, um sie aufzuhalten, und die Krähen kreischen mit, aber es nützt nichts, denn sie sieht und hört nichts und steigt einfach ein, die Tür schließt sich hinter ihr und der Bus fährt los.

(...)

Leie

In Alkmaar muss ich auf den Bus warten. An der Haltestelle steht ein junger Mann und raucht eine Zigarette. Er fragt mich, wer denn der Glückliche sei.

„Was meinst du?“, frage ich. Mir ist nicht nach reden, aber ich will nicht unhöflich sein. Er sagt: „Der Glückliche“, und zeichnet mit der Zigarette Kreise in die Luft, „der Bräutigam“. Ein bisschen Asche fällt auf mein Kleid, aber ich kann sie leicht wegfegen. „Meinst du Dirk?“, frage ich. Ich sehe ihn an. Seine Haare hängen ihm wie ein achtlos zugezogener Vorhang ins Gesicht.

„Wenn Dirk Ihr Mann ist, dann ja“, antwortet er und grinst.

„Dirk ist noch zu Hause“, sage ich, „er ist bei unseren Jungs.“

„Heiliger Strohsack“, murmelt er hinter dem Vorhang. Er fragt nicht, warum ich das Kleid trage und wahrscheinlich würde ich ihm das auch nicht sagen, denn wer weiß, ob jemand, der so jung ist, das überhaupt verstehen kann? Vielleicht meint er, dass man von den Trümmern der Vergangenheit weglaufen muss, dass es da nichts zu holen gibt, dass man lieber nach vorne schauen soll.

„Ich fahre zu meinem Vater“, sage ich.

„Oh.“

„Ja“, sage ich. Und nach einer Weile: „Ich bleibe nicht lange dort. Zuhause warten sie auf mich.“

„Glaub ich gern.“

„Sie wissen nicht, dass ich fortgegangen bin“, sage ich und denke: Vielleicht suchen sie mich.

„O Mann“, sagt er. „Sollten Sie dann nicht mal anrufen?“ Mit der Zigarette deutet er auf die andere Straßenseite. „Da ist 'ne Telefonzelle.“

Ich schaue hin, sie ist leer, ich könnte ganz schnell machen.

„Der Bus kommt erst in sieben Minuten“, sagt er.

Ich gehe rüber und betrete die Zelle, werfe ein paar Viertelgulden in den Schlitz und warte. Der junge Mann sieht zu mir herüber und streckt den Daumen hoch. Nach dem zweiten Klingeln hebt Dirk ab. Er keucht ein bisschen.

„Ach Gott, Leie, wo bist du, bist du bei Tom?“

„Noch nicht“, sage ich, „der Bus kommt gleich.“

„Ich bin dir hinterhergefahren, Leie, mit dem Auto, aber ich hab dich nicht mehr erwischt, Meeus hat dich wegfahren sehen, und Anton hat gesagt ...“

In Gedanken sehe ich sie vor mir: Meeus und Anton, meine Jungs, die sich Sorgen um mich machen und Dirk, den ich so lange kaum an mich herangelassen habe, als ob ich gar nicht mit ihm verheiratet wäre, als ob ihn das alles nichts angehe. Er ist mir hinterhergefahren und hat die ganze Zeit auf meinen Anruf gewartet.

„Sag den Jungs, dass ich sie lieb habe, ja? Ich hab sie lieb und dich liebe ich auch, Dirk, warte mal.“

Der junge Mann winkt, ich winke zurück, aber so war es gar nicht gemeint, er deutet nach links und da sehe ich, dass der Bus kommt.

„Ich muss auflegen Dirk, sonst verpasse ich den Bus, ich muss los, aber ich komme zurück, hörst du, ich muss jetzt erst mal zu Tom.“

Auf einmal bin ich so müde. Es fällt mir schwer, die Tür aufzudrücken. Doch als ich draußen bin, überrascht mich wieder die Sonne. Wie sie auf mich scheint, und auf den Boden, auf den ich trete. Und wie weich alles ist, als wollte sich der Tag in seiner vollen Pracht zeigen. Ich raffe mein Kleid schon mal ein bisschen hoch und warte neben dem jungen Mann, bis die Leute aus dem Bus ausgestiegen sind.

Der junge Mann lässt seinen Zigarettenstummel fallen und drückt ihn mit seinem Turnschuh aus, sehr gründlich und selbstsicher macht er das und ich sage: „Jetzt noch ein bisschen Wind, und dann ist gar nichts mehr davon übrig.“

Er blickt auf, und zum ersten Mal erscheint ein Lächeln hinter seinem Vorhang und er sagt: „Ein bisschen Wind wäre wirklich gut, ja.“

Er lässt mir den Vortritt. Ich setze mich in die vorderste Reihe ans Fenster. Der Bus fährt los.